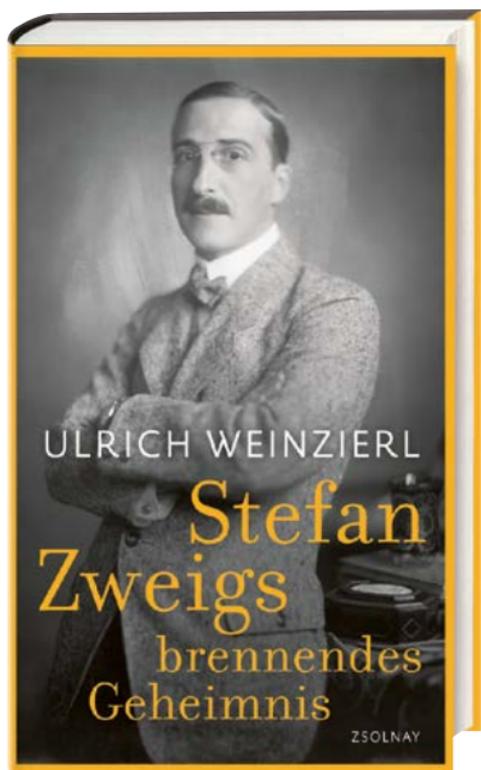


Leseprobe aus:
Ulrich Weinzierl
Stefan Zweigs brennendes Geheimnis



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015





Ulrich Weinzierl

Stefan Zweigs
brennendes Geheimnis

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-552-05742-5

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411



Stefan Zweig, 1920

*Friderike von Winternitz
mit ihren Töchtern Alix Elisabeth und
Susanne Benediktine, 1912.*

Szenen einer Ehe



Eine literarische Vermählung der besonderen Art: Am Mittwoch, dem 28. Jänner 1920, ehelicht der 39jährige Schriftsteller Stefan Zweig im Wiener Rathaus die 38jährige Schriftstellerin Friderike Maria geschiedene von Winternitz, geborene Burger. Die Braut ist – sie wollte das so – abwesend. An ihrer Stelle gibt ein gemeinsamer Freund, der 35jährige Schriftsteller Felix Braun, das Jawort. Zuvor, um 10 Uhr 30, haben sich die Hochzeitsgäste im Café Landtmann am Ring versammelt. In einem Einladungsschreiben, entweder an den Schriftsteller Eugen Antoine oder an den Schriftsteller Hans Prager, Felix Brauns Schwager, gerichtet – die

beiden fungierten als Trauzeugen –, hatte Zweig launig um »Beistand bei der homosexuellen Ceremonie« gebeten. Sie werde, versicherte er, nicht lange dauern: »Um 11 geschieht das Gewaltige, um ¼12 dürfte alles vorüber sein.«¹ Es wurde eine ziemlich heitere Aktion. Bei den obligatorischen guten Wünschen des Standesbeamten für reichen Kindersegen des Paares sei der Bräutigam in Gelächter ausgebrochen.² Doch auch Friderike Zweigs Formulierung, in dem von ihr herausgegebenen und mehr als zart zensurierten Briefwechsel mit ihrem verstorbenen Exgatten, hat etwas Missverständliches: »Stefan fuhr nun im Jänner nach Wien, um im Wiener Rathaus unsere Ehe zu vollziehen.«³ Unter Vollzug der Ehe versteht man gemeinhin Vollzug des Geschlechtsverkehrs ...

Wegen »Zugsperr«, der Nachkrieg in Restösterreich hatte schwerwiegende Folgen, konnte der frischgebackene Ehemann sein nunmehriges Ehefrau, das in Salzburg – im Haus auf dem Kapuzinerberg – auf ihn wartete, nicht umgehend aufsuchen. Die *Neue Freie Presse* vom 30. Jänner meldete: »Infolge außerordentlicher Erschwerung der Verkehrsverhältnisse muss bis auf weiteres der Fahrkartenvorverkauf für die Westbahnzüge eingestellt werden.«⁴

So schien Friderikes briefliche Frage an Stefan »Wie hast Du die Hochzeitsnacht verbracht?« durchaus angemessen. Eine Antwort ist nicht überliefert. Aber die Zeit des Wartens nutzte Friderike sinnvoll, sie sortierte die üppigen Briefschaften ihres Gemahls, weil dessen

Sekretärin, Anna Meingast, damit wohl in jeder Hinsicht überfordert gewesen wäre: »Sehr lästig sind mir beim Ordnen die Frauenbriefe aus der Zeit, wo ich dachte, dass neben mir nicht so viel anderes Raum hatte, andererseits sind Briefe dabei, die Dich in den Augen der biedereren Frau M. als Don Juan erscheinen ließen. Es ist also unmöglich, dass Du ihr die Korrespondenz zur Durchsicht übergibst. Du hast selbst vergessen, was für und wie viel unmögliche Briefe darunter sind.«⁵ Nicht der Tadel verblüfft, lediglich die Tatsache, dass sie damals – das erste Mal dokumentiert – schroff Anstoß an Zweigs lebhaftem Liebesleben nahm. In den acht vorangegangenen Jahren ihres nicht unkomplizierten Verhältnisses hatte sie nichts dergleichen getan, im Gegenteil: Sie bestärkte ihn in einem Fall geradezu darin. Naturgemäß ein Trick. Nie hätte er sich an jemanden gebunden, der seine erotische Freiheit einzuschränken versuchte. Friderike war eine kluge, psychologisch versierte Dame. Sie wusste genau, was sie wollte. Und zwar von Anfang an.

Mein hoher Prinz

Sie hatte ihn erwählt, ihm blieb praktisch keine Wahl. Die Beziehungsanbahnung ging – völlig unüblich für die kakanische Epoche, als Frauen sich von Männern erobern ließen und nicht umgekehrt – zur Gänze von ihr aus. Am 24. Juli 1912 bemerkte sie im Gasthaus

Riedhof in der Wiener Wickenburggasse am Nebentisch Stefan Zweig, der ihr schon vier Jahre zuvor, beim Abschiedsfest für den großen Volksschauspieler Alexander Girardi im Wirtshaus Stelzer in Rodaun, aufgefallen war. Bei einem Besuch ihres wegen »Magenbeschwerden« im Sanatorium weilenden Ehemanns hatte sie damals feststellen müssen, »daß eine überaus interessante Patientin seine Aufmerksamkeit gefangen genommen hielt«. ⁶ Grund genug, offenen Blicks durch die Welt, insbesondere die Männerwelt zu gehen.

Dass ihr ein Bekannter an diesem Abend in der Josefstadt ein Exemplar von Zweigs Verhaeren-Nachdichtung »Hymnen an das Leben« überreichte, erschien ihr als Wink des Himmels. Bereits am 25. Juli schickte sie Zweig einen halb anonymen Brief. Es falle ihr leicht, heißt es darin, »das zu tun, was die Leute »unschicklich« nennen«. Die selbstbewusste Entschuldigung: »Ich dichte auch.« Sie wende sich nicht an ihn, behauptete sie fälschlich, damit er etwas erwidere, »obwohl es mich *freute*. Und wenn Sie irgend Lust hätten dazu, schreiben Sie an Maria von W., postl. Rosenberg am Kamp.« ⁷ Stefan Zweigs Reaktion auf diesen »Brief einer Unbekannten« dürfte ermutigend gewesen sein. Friderike wies sofort auf ein weiteres Zeichen der Nähe hin, diesmal der geographischen: »Jene Nacht, nach dem Abendessen im Riedhof, schlief ich seit vielen Jahren wieder in der Stadt und zwar wenige Häuser weit von Ihnen, in Ihrer Gasse.« ⁸ So spielt Fortuna – zumindest, wenn ein bisschen nachgeholfen wird. Zweig

wohnte in Kochgasse 8. Friderikes Schwiegervater, Regierungsrat, später Hofrat Jakob von Winternitz, gelernter Journalist und einflussreicher Beamter im k. u. k. Außenamt⁹, mit dem sie sich längst weit besser verstand als mit ihrem Ehemann Felix, wohnte Kochgasse 29. Friderike brachte ihre Geschütze in Stellung, die erotische Belagerung konnte beginnen. »In Ihren Augen ist ja so viel Schönheit, Sie sehen alles mit jenem ›sinnenden Leuchten‹. Ich wage nicht, vor Ihnen zu bestehen.«¹⁰ Derlei hört man/Mann immer gern.

Friderike von Winternitz hatte übrigens erheblich früher »gedichtet«, als sie später wahrhaben wollte. Schon 1904 war, unter ihrem Mädchennamen Fritz Burger, das Erzählungsbändchen »Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten. Ein Beitrag zur Psychologie des Mädchens«¹¹ erschienen. Sie sollte es fast ebenso hartnäckig verschweigen¹² wie ihre jüdische Herkunft. »Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten« ist ein Zitat – immerhin aus Nietzsches »Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen«. Darin wird bereits ein Lebensthema Friderike von Winternitz' angeschlagen: die seelische und körperliche Entwicklung eines von seiner Familie und Umwelt unverstandenen Mädchens, das Erwachen der Sinne und des Intellekts, hier dasjenige einer gewissen Lorle Lichtweg, die sich zur Malerei berufen fühlt. Im Kreise ihre Mitschülerinnen spricht sie große Worte: »Wir brauchen die Liebe, das echte Weibsein – das Menschsein für unsere Kunst –. Wir brauchen die Liebe – aber wir verkaufen unsere Kunst nicht

an sie.«¹³ Zwei Männer sind Lorle wichtig, der junge, gut aussehende und eher oberflächliche Georg und der ältere Professor Blink, der an ihr Talent glaubt. Von Georg trennt sie sich bald, ihren Lehrer an der Akademie Blink nennt sie ehrfürchtig »Meister«. Ihm legt sie ihr »Glaubensbekenntnis« ab: »Ich will arbeiten, will schaffen und gestalten, doch ich will um der Kunst willen nicht darben an meiner Weibseele – ach, ich möchte ihn finden den starken, den guten Mann, der sich meiner Gaben freut. Ihn will ich finden, dessen Seele eins ist mit der meinen, dem ich Königin bin und Magd und Weib und Freund und – Mutter. Ich will ihn finden, zu dem ich aufblicken kann, als meinem Gott und dessen Hand ich küssen kann vom strahlenden Thron, zu dem er mich erhob – in Demut. Und seinem Willen will ich gehorchen und erlöst will ich sein von meinem Willen. – Amen.«¹⁴

Das ist zwar nicht wirklich überzeugende Literatur, war aber als Lebensentwurf durchaus brauchbar, zumindest für Fritzi Burger. 1906 heiratet sie den Finanzkommissär Dr. Felix von Winternitz. Der Ehe entsprossen zwei Mädchen: Alexia Elisabeth (Alix), geboren 1907, und das 1910 geborene Sorgenkind Susanne Benediktine (Suse), das an chronischem Stoffwechselfersagen litt und fast die ganze Aufmerksamkeit der Mutter beanspruchte: »Diese neuen Lasten so gut wie allein zu tragen, wuchteten zu schwer auf meinen Schultern«, heißt es in Friderike Zweigs Erinnerungen. »Nichts hatte sich in meiner Neigung zu meinem sehr

gutmütigen, doch kraftlosen Mann geändert, aber ich erwartete keine Stütze, keine Erleichterung mehr von ihm.«¹⁵ War Stefan Zweig der »starke, der gute Mann«, den sich Lorle und mit ihr Fritzti einst ersehnt hatte?

Die erste persönliche Begegnung fand verzögert, bedingt auch durch Stefan Zweigs Reisen und Fride- rikes Sorge um Suse, am 23. September 1912 im Haus der Familie von Winternitz in Döbling statt. Der Gast ist laut Tagebuch beeindruckt: »Das nun ein gutes Ge- spräch mit einer wahrhaft sensiblen Frau, die wohl das Zarteste ist was man sich erdenken kann aber mit ei- ner Energie der seelischen Aufrichtigkeit, die sie groß macht. Wie sie das sagte, es sei tragisch, die Kinder im- mer nur von einem Manne zu bekommen – wie kühn wie edel das auszusprechen. Es ist mir in solchen Momenten selig zu wissen, daß dies meine höchste Lebensaufgabe ist, Menschen aufzuschließen, in ihnen durch eine Aufrichtigkeit über alle Scham hinaus (ich bin da ganz frei) ein Bedürfnis zu erwecken, auch ih- rerseits einen verborgendsten Gedanken zu sagen. [...] Ich weiß, daß ich in Frauen aber auch Männern oft et- was befreie. Nur hüte ich mich, dies erotisch auszunüt- zen, vielmehr ich erzeuge diese Freiheit erst durch eine ungesprochene erotische Ablehnung. Was hier ja leicht ist, einem so fragilen zarten Wesen gegenüber, die aber doch rührend, unsäglich rührend war wie sie das blasse kranke Kind im Arm hielt und sich zu ihm nieder- beugte. In diesen Bewegungen liegt eine wundervolle Zartheit und ich spüre sie wie Musik.«¹⁶ Doch Frau

von Winternitz wollte nicht allein durch zarte Mütterlichkeit punkten, sondern auch, indem sie eine Kritik über die Uraufführung von Stefan Zweigs Schauspiel »Das Haus am Meer« im k. k. Burgtheater veröffentlichte – dank der Vermittlung ihres hilfsbereiten und mächtigen Schwiegervaters Jakob von Winternitz im *Hamburger Fremdenblatt*.¹⁷ Unsicher, ob das nicht eine Art Übergriff darstelle, fragt sie: »Waren Sie böse (ich glaube Sie lieben das nicht), dass ich Sie in jenem Feuilleton des Fremdenblattes ›besungen‹ habe?«¹⁸ Am Dienstag, 12. November, besucht sie Stefan Zweig in seiner Wohnung in der Kochgasse. Und abermals ist er gerührt über Frau von Winternitz, »die in ihrer stillen scheuen Art mich unendlich anzieht. Sie ist so fest in ihrer Hilflosigkeit, so gütig in ihrer Stille, so weiblich in ihrer Klugheit. Ich wage mich gar nicht erotisch heran: hier wäre nur zu zerstören, nichts zu schenken, als die Illusion einer Stunde und dieser Unterton des Verhaltenseins in unseren Beziehungen ist sehr reizvoll.«¹⁹ Solche Zurückhaltung ist für Zweig höchst unüblich. Es gibt auch in diesen Wochen zahlreiche »Episoden« und Gelegenheitsabenteuer, obwohl er am 7. Oktober vermerkt: »Die Erotik seit längerem ausgeschaltet.«²⁰ Sein anfallsartiger Sexualappetit komme aus der »schon unerträglichen innern Unruhe, die zu sänftigen ich nachmittags mir zwei Freundinnen nach Hause nehme, deren schöne Körper mich freuen, aber ich bin nicht mehr im Stande die manierlose Erstauntheit dieser Gattung lang zu ertragen.«²¹

Frau von Winternitz hingegen hat Manieren, auch wenn es um planvolle erotische Annäherung geht. Stefan Zweig reist am 18. November über Dresden nach Berlin. Friderike ist bereits dort abgestiegen – rein zufällig im selben Hotel. Die deutsche Doppelreise des Noch-nicht-Paares geht weiter, nach Hamburg, wo »Das Haus am Meer« am Schauspielhaus Premiere hat. Wieder ist man im selben Hotel untergebracht, allerdings in getrennten Zimmern. Am Tag der Premiere lädt er sie ein, mit ihm nach Lübeck zu fahren, um dort am 26. November gemeinsam seinen Geburtstag zu begehen. Der wäre zwar erst am 28., aber vorgezogene Freuden sind besser als verschobene. Friderike ist entzückt: »Mein verehrter Herr Doktor, Sie häufen so viel Glück in meinem Herzen! Ich bin mit Freude bereit, mit Ihnen zu reisen, wann und wohin Sie wollen. [...] Es soll alles so sein, wie *Sie* es wünschen, und bitte ich auch. [...] Geben kann ich nichts in meiner hilflosen Schüchternheit Ihnen gegenüber, aber verlangen Sie nicht, dass ich kühl sei; ich bin zu versehnt, kann Ihnen nichts versagen und trage lange den Wunsch, es nicht zu müssen.«²² In ihren Memoiren heißt es lakonisch: »In Lübeck vergaß ich den Alltag.«²³ Direkter gesagt: Im Hotel »Stadt Hamburg« hatten Friderike und Stefan erstmals Sexualverkehr. Sie kehrt nach Wien zurück, er nach Berlin, wo er bis Anfang Dezember bleibt. Am Mittwoch, 4. Dezember, feiern die beiden in der Kochgasse Friderikes dreißigsten Geburtstag, »was heiß und freudig geschieht«, wie das Journal

berichtet, »wobei die Karten der Pervers.[ion] immer offener ausgebreitet werden. Prachtvoll das Helene Fourment-Spiel in der Ofendämmerung.«²⁴ Friderike versteht wahrlich, seine kultivierten Sinne zu betören. Gerade übersetzt er die Rubens-Monographie von Émile Verhaeren und schwärmt vom berühmten, im Wiener Kunsthistorischen Museum hängenden Rubens-Porträt, genannt »Das Pelzchen«: »sicher das vollkommene Wunder eines blanken und schauernden Frauenkörpers. [...] wie viel Leben, Licht, kühn gemengte Scham und Schamlosigkeit, Furcht und Freude, Liebe und Hingabe spiegeln sich in diesem jungen und jubelnden Gesichte.«²⁵ Behaupte niemand, Kunst habe keine aphrodisierende Wirkung ... Am 8. Dezember, dem katholischen Feiertag Maria Empfängnis, schickt sie ihrem neuen »Meister und Heil« einen Brief, der in der Mischung aus Sakralem und Profanem im Zeichen religiösen Sexualkitsches seinesgleichen sucht. »Es ist mir so süßschaurig zu Mute, wenn ich an meine ›Tempelschändung‹ denke. Ich bin über mich selbst erstaunt. Viel zu beseligt, um an mir Kritik zu üben.« Es gebe Frauen, die »eines Tages von ihrem eigenen heiligen heißen Wunsch überrascht werden, wie Maria von dem verkündenden Engel – und nun schenken sie mit der Gebärde der Vertrautheit das, um was sie andere lange und immer wieder baten, Dinge, die ihnen grauenvoll erschienen und verworfen und nun, da ihr eigener Wunsch zu sprechen anhub, geben sie sich hin und fühlen ›heilige Handlung‹, fühlen den ›Weihrauchtaumel

einer Götterliebe.«²⁶ Über die benebelnden Nebenwirkungen von allzu viel Weihrauch informieren Arzt und Apotheker. Denn hier hat die Katholikin Fride-rike von Winternitz, die erst vor ihrer Eheschließung aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten war und sich hatte taufen lassen, in ihrer frommen Verzückung etwas durcheinandergebracht: Maria Empfängnis im Kirchenkalender gedenkt des Tages, an dem Maria empfangen wurde, und nicht empfangen hat, also vom Heiligen Geist geschwängert wurde und dennoch Jungfrau blieb. Stundenlang könnte sie ihrem Ge-liebten von all diesen heilig-unheiligen Dingen erzäh-len, »aber ich fürchte fast, Du würdest lächeln, lächelst vielleicht jetzt schon. Ich sehe Dich so warm vor mir, sehe Dich mit all meiner zärtlichen Ehrfurcht, die ich für Dich habe, meinen schwer zu bändigenden Wün-schen, die wie heiße Pferde sind, die ins Unendliche stürmen wollen, sehe Dich im Glanze meines »Marien-traumes«. Dies Letzte verstehst Du wohl nicht, Lieber! Wie immer Du all dies verstehst, fürchte nichts von mir. Glück und Leid, das von Dir kommen mag, beiden bin ich selig erschlossen. Du brauchst mich niemals zu schonen. Ich bin stark.«²⁷ Das stimmt, wenigstens ist sie stärker als er, und er hat sie auch nicht geschont. Den Abend des 21. Dezember verbringt er mit der Ge-liebten: »Es ist wieder sehr schön und ich muß nur ver-hüten, daß es ganz ins Sexuelle niederstürze, was wirk-lich droht. [...] Sie ist so zart, daß man fürchten müßte, sie zu erdrücken mit Zärtlichkeit oder was immer für

einem Gefühl. Ich will es ihr das nächste Mal klar machen, daß wir zu viel verlieren.«²⁸

Mitte Jänner 1913 fährt Friderike von Winternitz mit ihren Töchtern und der Gouvernante nach Südtirol. Von dort schickt sie Stefan einen Brief, der Geheimnisvolles andeutet: »Du darfst dies nicht Güte nennen, was ich Dir geben müsste, wenn Du mich noch so sehr verletzen würdest. Aber könntest Du es denn, da ich alles als notwendig empfände, was von Dir kommt [sic]. So auch Deine Abgründe, um deretwillen ich mein Gefühl wachsen fühlte, wenn sie Dir innere Zwietracht oder (wie entsetzlich ist das zu fühlen:) Gefahr bringen. Dann muss ich doppelt mit meinen guten Gefühlen bei Dir sein, aber auch ohne dass Du sie wie lästige Bemutterung fühlst, nur wie irgend ein kleines Geländer im Dunkeln, das Du greifen oder lassen kannst, wie Du willst – aber das heißt wartet, Dir treu zu sein. Und gerne würde ich Dir auch helfen, den Zwiespalt zu überbrücken, der ja nur beweist, dass Du Deine Tiefen, wie die Natur sie gibt (vor deren Gaben ich, selbst wenn sie grausam sind, irgendwie Ehrfurcht habe), dass Du dieses Hinunterstürmen in ein Dunkles nur deshalb so empfindest, weil Du von Höhen herunterschaut.«²⁹

Was mögen die nicht näher bezeichneten Abgründe gewesen sein? Jedenfalls fühlt sich Zweig in Wien äußerst unwohl, beengt und gehetzt, die sexuellen Abenteuer bringen keine Ruhe in der Unrast. Dankbar registriert er die »Briefe aus der Ferne, die mir F.[riderike]

schreibt. Sie sind so ganz Güte, Hingebung, dass ich nicht weiß, warum Gott gerade mir dies geschenkt hat, der ich mich unwürdig weiß, durch Kälte des Empfindens, Verschleuderung des Lebens, eine entsetzliche Stagnation des Ehrgeizes. Dies, wenn ich nicht ganz verloren sein soll, muss mir helfen. [...] Die Erotik, sie entsetzt mich, weil sie mich nimmt und ich nicht sie. Ich schauere vor meiner eigenen Virtuosität. Ich spreche auf der Volkstheaterredoute [auf] eine Dame, eine Bildhauerin ein und ehe sie sichs versieht ist sie um vier Uhr morgens bei mir und in meinem Bett. Wie sie mich anstarrt als ob es nicht wahr wäre, dieses Aufwachen einer Frau bei einem Menschen, den sie gar nicht anders als körperlich kennt – das allerdings ausgiebig. [...] Diese eine Stimme, die ferne, die mich ruft, wird sie mich wecken aus diesem stumpfen Verbringen? Ich höre so selten auf sie, die stets an mich denkt und ganz Güte ist. Vielleicht geht es noch nach oben. Paris ist meine Hoffnung, die Stille über dem Lärm.«³⁰ So weit war er Ende Februar; am 2. März besteigt er den Nachtzug. Paris, das viel geliebte und oft besuchte, sollte tatsächlich seine Hoffnungen erfüllen, für Friderike indes stellte sein Aufenthalt dort eine schwere Prüfung dar.

Am Sonntag, dem 9. März, lernt er zwei »junge Damen« aus dem Volke kennen (»Marcelle & Suzanne«), mit denen er sich prächtig unterhält. Am Montag vollendet er sein für Friderike geschriebenes »Gedicht der Schwalbe«. Es schließt mit den Versen: »Und ich zittre in süßem Gedenken, / Liebste, an dich.«³¹ Den Diens-

tagabend verbringt er mit der Modistin Marcelle, ein erotisches Erlebnis der Extraklasse: »Sie hat übrigens Schicksal, ihr Mann, vendeur aux halles, der sie brutal behandelte, weil sie ihm nicht ihren (anscheinend sehr großen) Verdienst gab. Sie ist affamiert und ich habe volle Triumphe wirklicher Ekstase.«³² Auch sonst wird seine Leidenschaft geweckt: die des passionierten Autographen-Jägers, der eine der bedeutendsten Sammlungen des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts aufbauen wird. Bei einem Antiquar entdeckt er Stendhals Testament und ein Manuskript von Paul Verlaine – »dem ich seit Jahren nachrenne und das ich – coute que coute – erwerben will und werde«.³³

Zum Arbeiten kommt er in diesen Tagen nicht, er trifft aber viele Freunde und Bekannte aus der Literatur, von Rilke bis zu Verhaeren; Romain Rolland, den er immer mehr verehrt, wird er erst Anfang April aufsuchen. Am 14. März notiert er: »Abends mit Marcelle in Folies-Bergères, wir unterhalten uns gut, nachher aber noch besser. Sie ist reizend in ihrer Wahrhaftigkeit, das Eingeständnis, daß ihr M.[inette] neu war, sie aber vorzog, es nicht zu sagen. Überhaupt entzückt mich ihr Elan der den meinen angenehm erhöht. Ich fühle mich wirklich freier, daß ich dieses vielfach vibrierende der Versuchung hier gleichsam in eine gesunde gerade Bewegung verwandeln konnte.«³⁴ Ein süßes Pariser Mädels eben, das von einem Wiener Kavalier noch manches lernen konnte: Minette ist der französische Ausdruck für Oralverkehr. Aber seine Begeis-

terung erschöpft sich nicht in sexueller Befriedigung, wiewohl diese nicht geringzuschätzen ist: »Entlastung von allem Geistigen in starkem körperlichen Spiel bis zur Ermattung.«³⁵

Samstag, 29. März, ist abermals ein Glückstag. Rainer Maria Rilke schickt ihm die Originalhandschrift seines »Cornet«. Am Abend – wie üblich – Zusammensein mit Marcelle. Sie erzählt dem Herrn Doktor aus Wien viel aus ihrem Leben: »es ist dunkler, als ich dachte und sie hat eine prachtvolle Kraft gehabt, sich so empor zu arbeiten.« Scheidung von ihrem Mann, Unterstützung bedürftiger Verwandter, »auch viel Einsamkeit«. Marcelle »hätte eigentlich am liebsten ein Kind, um noch einmal ihr Leben zu beginnen«. Man geht in ein »Varieté diese allzu ernsten Dinge zu zerstreuen, dann nach Hause, wo wir zum ersten Mal, mit festem Wille[n] keine Vorsichten gebrauchen. Sie zuckt wie in Empfängnis und glüht und schwört, sicher zu sein, sie wird ganz selig bei dem Gedanken, ich bin auch merkwürdig mitgerissen und [= im] ekstatischen. Am Morgen freilich kühler weil ich denke, wie fern ich bin und wie grausam es für eine Frau in solchen Sekunden ist, einsam zu sein. Ich könnte ja im Sommer kommen, für 14 Tage und im Winter einmal, aber wie kurz ist dies für eine solche Ferne. Vorläufig müssen wirs weiter werden lassen: aber dies war doch eine der tiefen Sekunden meines Lebens, dieser bewußte Wille zum Kinde, dieses wie in der Ekstasik des Opfern[s] Strahlende ihres Körpers, ihres Wesens, dieser Rausch

des Erträumens. Was für ähnliche Figuren, sie und F.[riderike] was für schöne ernste Gestalten um mein Schicksal, das vor solcher Größe doch im Bewußtsein seiner Biagsamkeit ausweicht (den Hut in der Hand) statt es stark zu umfassen.«³⁶

Den Sonntag, 30. März, verbringt er lange »zu-hause«, im Hotel Beaujolais. »Gedanken an Octave.« Er arbeitet, dieweil Marcelle in einem Fauteuil »sitzt und geduldig und klug liest«.³⁷ Fast ein familiäres Idyll – Vater, Mutter und der erträumte Sohn: Octave.

Am 31. März gibt Friderike in Meran einen Brief auf. Wie immer ist sie ganz Takt und Rücksichtnahme, möchte ihm scheinbar nicht zur Last fallen. Auch nicht durch eine Unmenge von Briefen. Darum ein Vorschlag: »Ich schreibe Dir gerne. Du aber musst es nicht lesen. Ich will auf alle wichtigen Briefe unter der Marke einen Strich machen. Wenn Du die Strichlosen nicht liest, hat es wirklich nichts Demütigendes für mich, und ich habe doch nicht die Sorge, dass Du auch die Unlust des Lesens empfindest.« Sie hat in der Südtiroler Ferne und trotz einer schweren Gesundheitskrise Susés auch literarisch gearbeitet. »Ob Dir der Roman, den ich ›Wilgefortis‹ nenne, gefallen wird, weiß ich gar nicht. Es ist eine grausame Sache, mit der ich mir selbst weh tue.« Sie sei nämlich überall im Text »tief mitverwirkt. Das gefällt mir nicht.« Die Schlusswendung der Botschaft: »sag' mir so wenig, als Du willst.«³⁸ Was sich in Paris abspielt, ahnt sie – sie kennt Stefan, tut jedoch so, als wolle sie nichts Genaues wissen.

Der geplante Romantitel verblüfft: Wilgefortis (von virgo fortis, der starken Jungfrau), auch Kümmernis genannt, ist eine wahrhaft seltsame Heilige im Volks- (aber)glauben. Die zum Christentum bekehrte Tochter eines heidnischen Königs verweigerte angeblich die vom Vater verordnete Heirat mit einem Nicht-Christen. Inständig betete sie um Verhässlichung, und ihre Gebete wurden erhört: Ihr wuchs ein Vollbart. Der König ließ Wilgefortis ans Kreuz schlagen: So wurde sie die einzige Heilige der Geschichte mit Bart.

Inzwischen zeigt Marcelle Größe, die Zweig bewegt. Sie sei von einer Güte, »die sich prachtvoll mit Kraft paart, wie sie ›das Leiden auf sich nehmen will‹ ganz glüht in der Ekstase des Opfers, wie sie selbst gesteht, sie würde fest sein im Abschied. Nie wird man Klage hören aus diesem Munde, nur Lächeln und Liebkosung. Ich bin trotz des notwendigen Verlassens, trotzdem sie sagt, sie wisse nicht, wie sie mit sich selber fertig werden würde, doch fest und beruhigt, ihre Existenz nur belebt und gesteigert zu haben, was sie mich auch immer dankbar fühlen läßt. Heiße Nacht!«³⁹ Langsam jedoch tritt eine andere Passion in den Vordergrund: die des Ersteigerns von kostbarsten Raritäten. Am 12. April lesen wir im Diarium: »Ein wenig Arbeit, viel Spazieren, bei einer Auction im Drouot. Trägheit des Magens und Herzens.«⁴⁰ Zwei Tage danach wieder eine sexuelle, durch Stimulantien gesteigerte, allerdings durch die vermutete Schwangerschaft beeinträchtigte Begegnung mit Marcelle: »Das Phäno-

men der Austern erheitern, leider durch Malaucoeur und die Tatsache arg getrübt.«⁴¹ Jetzt meldet sich die Ungeduld – »durch den ewigen Regen mißmutig«, hat er »leere« Stunden. »Ich habe keine Dauer im Empfinden: so beginnt jetzt Paris allmählich am Gefühl zu verdampfen. Ich warte nur auf die Auction.«⁴² Die Realität oder das Phantasma des Ungeborenen behindert den gemeinsamen Lustgewinn mit Marcelle: »leider Octaves Gegenwart immer mehr störend.«⁴³

Die Abreise naht. Am vorletzten Tag seines Pariser Aufenthalts ist Marcelle, kein Wunder, traurig: »Papillons noirs. Hauptsächlich wegen Octave, den sie verlassen fürchtet. Ihr Freund und alter Kamerad C. will ihr helfen – er war stupéfait – so weit er kann und beginnt bereits. Sie ist zum Äußersten entschlossen. In der Nacht beginnt sich plötzlich alles zu lösen – in der Olympia – und Freude darüber wechselt schon mit dem Bedauern, uns beide an einem Tage zu verlieren. Sie ist schweigsam in ihren Dingen, stark im Leiden und groß im Mitleide. Sie und Fri[derike] sind die Frauen in meinem Leben, bei denen ich den Durst zu leiden am stärksten gefunden habe. [...] Diese sechs Wochen waren intensivstes Zusammenfühlen, das ich mit einer Frau hatte und vielleicht nur dadurch, weil das Provisorische darin sicher war. Daß es diese Wendung ins Bedeutende, diese ernste Episode bringen würde – und vollkommen mit Wissen und Wollen – war nicht vorauszusehen und hebt die auch sonst sehr wesentliche Begegnung ins Unvergeßliche. Sie hat jene ›bonté clair-

voyante« die mehr ist als die Intelligenz und wir fühlen doppelte Dankbarkeit gegeneinander. Die Nacht wird stürmisch und schön.«⁴⁴ Und jetzt folgt der Abschied. Mittwoch, 23. April: »Marcelle leidet physisch, lächelt es aber schön hinweg.« Stefans Zweigs männlicher Egoismus funktioniert tadellos. »Dann mit Marcelle, die Octave und mich gleichzeitig verliert. Noch wage ich nicht Bilanz zu ziehen. Geschrieben habe ich hier nicht viel, aber dies Buch bezeugt, daß ich die sechs Wochen gelebt habe, voll und tief. [...] Marcelle ruht neben mir aus, der Wagen kommt bald [,] dann geht es weiter, Fremde mit einer Heimat zu tauschen, die ich ungern als solche fühle. Ich bin froh und leicht: ich danke Paris!!«⁴⁵

Die französische Kur, die Flucht aus einem unerträglich gewordenen Wien, hat sich bewährt: Mit Marcelle, dem patenten, liebebereiten Mädchen aus dem Volk, hatte er viele ungetrübte sexuelle Höhepunkte, gerade weil sie keine Ansprüche auf Dauer oder gar Verantwortung seinerseits stellte. Der Fötus wird abgetrieben, alles ist wieder in Ordnung.

Am 25. April 1913, nach einem Halt in Salzburg, um Hermann Bahr zu sehen (»lange und gute Debatten über das Erotische«), ist Stefan Zweig in Wien. Am 1. Mai besucht ihn Friderike: »Sie ist lieb und zart. Ich wünschte mir das Sinnliche aus ihr fort. Es stört, gerade bei ihr mir das reine Empfinden ihrer wunderbaren Welt.«⁴⁶

Am Montag, dem 5. Mai, erreicht ihn eine Botschaft

von Marcelle »aus dem Hospital. Ein Brief ohne Vorwurf und darum siebenfach ergreifend. Ich schäme mich der Ferne. Der Brief ist für mich eine Mahnung ins Gefühl zurück. Und zum ersten Mal glaube ich in meiner Antwort ihr das Befreiende gesagt zu haben, das sie erwartet; das Aussprechen von ferne ist mir leichter als von nah. Ich pendle zwischen äußerster Scham und äußerster Schamlosigkeit. Ich bin extrem in diesem einem.«⁴⁷ Am 6. Mai hat er den Roman *Friderikes* gelesen, »in dem ich mich selbst erkennen muß, wie beschämt aber, so verschönt zu sein. Ich vermag über dieses Buch nichts zu sagen, bei ihr verliere ich ratlos das Wort.«⁴⁸ Das stimmt nicht: Erstens wird er dem Roman, dessen Titel dann »Der Ruf der Heimat« lautet, einen renommierten Verlag verschaffen, und zweitens eine rühmende Kritik darüber publizieren ... Es wäre schwer, dieses Buch »irgendwo einzuordnen und auf künstlerischen Wert zu prüfen. Sein tiefster Reiz ist seine Frauenhaftigkeit, dieses weiblich Kühne und weiblich Schamhafte, das einzelnes verschleiert, um sich doch gleichzeitig durch eine Wolke des Gefühls ganz zu enthüllen. Es weiß nichts von Technik, aber ist doch zutiefst aus Kunst geboren.«⁴⁹

Ungeachtet seiner Fürsprache und auch des empfehlenden Vorwortes von Emil Lucka in einer späteren Ausgabe (»Friderike Winternitz aber besitzt den goldenen Schlüssel, sie darf in den Garten der Kindheit treten.«)⁵⁰ handelt es sich dabei um ein ästhetisches Machwerk. Doch zugleich ist es *Friderikes* erstes epi-

sches Meisterstück. Anders als Nietzsches »Zarathustra« eben kein Buch für alle, sondern nur für einen: Stefan Zweig. Es hat seine Wirkung auf den idealen Leser nicht verfehlt. Von nun an gab es kein Zurück mehr.

Die Hauptperson, wieder ein heranwachsendes Mädchen und behütete Fabrikantentochter, heißt Stefa Lun. Stefa ist fast so gut wie Stefan, an den Friderike ihren Schlüsselroman gerichtet hat. Der männliche Protagonist – in der Realität Stefan Zweig, versteht sich – trägt den Namen Felizian Christabell. Ins Deutsche übersetzt wäre das der glückliche, der schöne Christus, somit die Erlöserfigur schlechthin. In ihrer Phantasie ist Stefa die Schneepinzessin Adina. Die Kleine begegnet einem Jäger, einem »Jagdprinzen«. Der, ein »Liebling der Frauen«, »liebte Kinder. Er hielt sie gerne auf den Knien und ergötzte sich an ihrer Scheu.« Er suchte »die Ahnungslosigkeit der Kinder. Ganz reine Menschen, die ihnen ähnlich sind, oder solche, die sich danach sehnen, wieder still und kühl zu werden fühlen sich magnetisch von der Kindheit angerührt. Vielleicht hat man deshalb manchen Kinderfreund verdächtigt und Unhold genannt, wenn seine Lebensführung nach bürgerlichen Begriffen nicht ohne Einwand war.«⁵¹

Heute, in politisch korrekten Zeiten, würde man dahinter Kindesmissbrauch vermuten. Stefa lässt sich davon indes nicht anfechten. Dann lernt sie Felizian Christabell aus einer ehrwürdig alten, einer vornehmen Südtiroler Familie kennen: »Meist ging er mit seinem Lamm, das Auguste«⁵² hieß. Friderike von Winternitz

hatte ihrem Geliebten ein kleines Holzlamm geschenkt, das auf seinem Schreibtisch stand. In Briefen firmiert sie des Öfteren als »Dein Lamm«. Zusätzlich gibt es den Kinderarzt Emil Mathusius. Er »liebte die kleinen Mädchen und auch die Frauen«. ⁵³ Vielleicht saß »er doch an ihrem Bett länger als an dem anderer kleiner Patienten. Ihn fesselte dieses »Mädchenalter«, über das die ersten Frühlingsstürme gehen, unter denen die junge Erde zu knospen beginnt«. ⁵⁴ Die pubertierende Stefa möchte, ungewöhnlich für ihre Zeit, einen Beruf ergreifen: »Es war nicht Frauenemanzipation, was sie trieb, nicht Neid um die Freiheit des Mannes und das Bestreben, sie zu teilen, vielmehr das Bedürfnis, ihr Fühlen und Denken mit ihrer Lebensführung in Einklang zu bringen.« ⁵⁵ Sie widmet sich dem Kunstgewerbe. Bei ihrem Lehrer begegnet sie wieder Felizian Christabell, seines Zeichens Dichter geworden. »Erinnern Sie sich an Auguste?«, fragt sie ihn. Auguste war das Lamm, das er einst dem Mädchen Stefa geschenkt hatte. Ein merkwürdiger junger Mann. »Christabell brauchte viele, vielartige Frauen. Er brauchte die ganz jungen, beinahe knabenhaften mit den noch ungelenkten Bewegungen, die ihr Empfinden immer unbewußt entblößen, und die, die sich schon in sich verschließen, die völlig zu wecken Lust war, und er brauchte die jungen, erstaunten Frauen, die von Gottes warmer Erde Besitz ergreifen, und die Wissenden, mit denen ihn eine Art Kameradschaft verband